

J A S M I N F I S C H E R
KRIEGERIN
DER NACHT
E R W Ä H L T

Band 1

Leseprobe



Sein Blick hatte sich mit meinem verhakt; hielt mich gefangen. Ich *musste* hinsehen. Gleichzeitig wollte ich es nicht. Ich wollte nicht sehen, wie das Leben aus ihm entwich. Langsam. Schleichend. Als würde der Tod uns verhöhnen. Uns ein letztes Fünkchen Hoffnung schenken, nur um sie uns mit aller Macht zu entreißen.

Wir sahen uns an als gäbe es sonst niemanden auf dieser Welt. Als wären wir vollkommen allein. Und wir wussten es beide. Wir wussten, wie das hier enden würde. Dennoch klammerten sich meine Hände an ihm fest, als könnte ich es auf diese Weise verhindern. Als könnte ich ihn so bei mir halten.

Er öffnete den Mund, aber seine Stimme wollte nicht gehorchen. Nichts als heißer Atem entwich ihm. *Ihr* Angriff hatte nicht nur seine Kehle verletzt, sondern ihm auch die Fähigkeit genommen, zu sprechen.

Meine Tränen tropften auf sein Gesicht, als ich mich noch näher über ihn beugte, in der Hoffnung, doch etwas zu hören. Aber da war nichts. Seine Hände drückten die meinen,

während in seinen Augen pure Verzweiflung lag. Mit allem, das ihm zur Verfügung stand, klammerte er sich an mir fest – am *Leben* fest. So lange, bis er nicht mehr stark genug war.

Als sein Blick sich nicht mehr an meinem festhielt, als er nur noch ins Leere starrte ohne jegliche Emotion und seine Hände keinen Druck mehr ausübten, hatte ich das Gefühl, ins Bodenlose zu stürzen.



01

SAMSTAGMORGEN

Ich strich mir die von der Nacht noch wirren Haare aus dem Gesicht und schlurfte in Richtung der Stimmen, die aus dem Esszimmer drangen. Als ich eintrat, blinzelte ich gegen das Sonnenlicht des anbrechenden Tages, das im Flur noch deutlich gedämpfter gewesen war. Sobald ich mich einigermaßen daran gewöhnt hatte, erkannte ich die überraschten Gesichter meiner am Tisch sitzenden Familie, die in meine Richtung starrten. Das Gespräch war bei meinem Auftauchen schlagartig verstummt.

»Trügen mich meine Augen oder bist du es wirklich, Gwendolyn?«, fragte meine Mutter und beobachtete mich, während ich mich durch den Raum bewegte und auf den freien Stuhl neben meinen Bruder fallen ließ. Der stupste mir mit einem Finger gegen den Arm und sagte dann in dem gleichen ungläubigen Tonfall: »Sie ist wirklich da. Das ist keine Fata Morgana.«

»Haha. Sehr witzig«, grummelte ich und schlug ihm mit

dem Handrücken gegen den Arm. Er rieb sich die Stelle, grinste aber breit, und ich fuhr fort. »Offensichtlich habe ich gestern vergessen, die Vorhänge zuzuziehen. Die Morgensonne hat mich voll erwischt.«

»Ich weiß schon gar nicht mehr, wann wir dich zuletzt an einem Wochenende so zeitig zu Gesicht bekommen haben«, brummte mein Vater nachdenklich, während meine Mutter aufstand, um aus der Küche zusätzliches Geschirr für mich zu holen.

»Vor zwei Wochen«, antwortete ich tonlos und rieb mir erneut über das Gesicht, bemüht darum, die Müdigkeit loszuwerden. »Als Mandy geheiratet hat.«

»Gut, ich präzisiere: An einem Wochenende, an dem du nicht aufgrund eines Termins zum Aufstehen gezwungen warst.«

Ich stützte das Gesicht in meinen Händen auf dem Tisch ab und sah ihn an. »Ich glaube, das kam noch nie vor. Und ich werde darauf achten, dass sich das nicht so schnell wiederholt.«

Die beiden Männer am Tisch lachten und meine Mutter kam mit Teller, Tasse und Besteck zurück. Sie stellte alles vor mir ab und setzte sich mir wieder gegenüber.

»Wo ist Fiona?«, fragte ich, während ich mir Kaffee einschenkte.

»Hat bei Josh übernachtet.« Der Tonfall meines Vaters ließ mich aufsehen. Er klang alles andere als begeistert – was mich überraschte. Denn er verstand sich gut mit dem Freund meiner Schwester und es war nicht das erste Mal, dass sie bei ihm schlief. Immerhin waren sie schon fast ein ganzes Jahr zusammen.

»Und das Problem liegt wo genau?«, fragte ich und

wunderte mich selbst über meine Gesprächigkeit. Selbst wenn ich ausgeschlafen war, konnte man mich in der ersten halben Stunde nach dem Aufstehen selten zu mehr als einem »Guten Morgen« bewegen.

»Das Problem besteht darin«, antwortete nun meine Mutter, da ihr Mann nicht mehr als ein wütendes Schnauben von sich gab, »dass wir ausgemacht hatten, dass sie gestern nach Hause kommen sollte, um für ihre Prüfung zu lernen. Letzte Nacht haben wir allerdings eine Nachricht bekommen, dass sie erst mittags zurückkommt.«

Darauf erwiderte ich nichts. Unser Vater war ein guter Mensch. Noch dazu einer, der uns Kindern viele Freiheiten ließ, damit wir unseren eigenen Weg finden und aus unseren Fehlern lernen konnten. Aber wenn er eines nicht leiden konnte, war es der Umstand, dass man sich nicht an Vereinbarungen hielt. Meine Schwester war siebzehn und damit zwei Jahre jünger als ich, aber manchmal hatte ich das Gefühl, dass ihre Pubertät gerade erst begonnen hatte. Sie testete ihre Grenzen, wo sie nur konnte. Doch lange würde sie dieses Pensum nicht durchhalten. Dafür kannte sie unseren Vater offenbar zu schlecht. Und für mich bedeutete das, dass ich mir für die Mittagszeit eine Beschäftigung suchen musste, die mich möglichst weit von diesem Haus wegbrachte.

»Hast du Lust, mit mir einen Stadtbummel zu machen?«, fragte Collin plötzlich, als hätte er meine Gedanken gelesen, und ich musste ein Grinsen unterdrücken. Deshalb entschied ich mich ganz bewusst dafür, meinen Bruder in diesem Moment nicht anzusehen. Solche Szenen hatten wir bereits beide mit unserem Vater durchgemacht und keiner von uns war scharf darauf, einen dieser Wutausbrüche öfter mitzuerleben als nötig.

»Klar. Musst du heute nicht arbeiten?«

»Ich habe nicht jedes Wochenende Dienst, Schwesterchen«, entgegnete er.

Ich zuckte mit den Schultern, während unser Vater erneut die Stimme erhob, in der sein Unmut immer noch deutlich zu hören war. »Aber kommt nicht zu spät zurück. Ich will pünktlich mit dem Training beginnen.«

»Versprochen«, erwiderte Collin sofort mit einem beruhigenden Lächeln.

Noch ein Punkt, in dem unser Vater keinen Spaß verstand. Seit unserer frühesten Kindheit unterrichtete er uns im Schwertkampf, wie es in seiner Familie Tradition war. Ausfallen lassen durften wir die Übungseinheiten nur, wenn wir einen wirklich wichtigen Grund vorweisen konnten.

Gedankenverloren nippte ich an meinem Kaffee. Kaum war der erste Schluck meine Kehle hinunter, hustete ich keuchend. »Wer, um Himmels Willen, hat den gemacht?«

»Was hast du an meinem Kaffee auszusetzen?« Collin piekte mir noch einmal mit dem Finger in die Seite.

»Kann es sein, dass du dich mit der Menge an Kaffeepulver vertan hast?«, antwortete ich mit einer Gegenfrage.

Verdutzte Blicke richteten sich auf mich, allen voran der meines Bruders. »Was meinst du? Schmeckt doch wie immer.«

Ich sah von ihm zu unseren Eltern, die seiner Aussage mit einem Nicken zustimmten. Irritiert starrte ich auf die dunkle Flüssigkeit in meiner Tasse. Vielleicht lagen meine Geschmacksnerven noch im Bett, doch ich hätte schwören können, dass dieses Gebräu viel stärker war als üblich. Auf einen Kontrollschluck verzichtete ich allerdings lieber.

»Hier«, holte mich Collin aus meinen Gedanken, während er zwei Stück Kuchen auf meinen Teller lud. »Wenn du meinen Kaffee so schrecklich findest, kannst du seinen Geschmack mit den Backkünsten der beiden schönsten Frauen in meinem Leben überdecken. Der Schokoladenkuchen ist von Isabell, Mom ist für den Erdbeerkuchen verantwortlich.«

Ich richtete meinen Blick vom Kuchen zu ihm und kniff die Augen zu Schlitzen zusammen. »Wenn die beiden die schönsten Frauen in deinem Leben sind, was bin dann ich? Eine Hexe oder was?«

»Du, liebes Schwesterherz, bist natürlich die *wichtigste* Frau in meinem Leben«, grinste er, umfing mit seinen Händen mein Gesicht und gab mir einen Kuss auf die Stirn. Das brachte mich dann doch zum Kichern.

»Solltest du das nicht eigentlich über deine Freundin sagen, mit der du seit drei Jahren zusammen bist?«

»Vermutlich hast du recht, aber es wird eben nie jemand an meine unvergleichliche kleine Schwester herankommen.«

Ich schüttelte amüsiert den Kopf. »Schleimer.«

Er schmunzelte, aber ich beachtete ihn nicht weiter. Stattdessen brach ich mit der Gabel ein Stück von dem Schokoladenkuchen ab und steckte ihn mir in den Mund. Erneut musste ich mich mit Gewalt davon abhalten, den Inhalt meines Mundes direkt wieder auszuspucken. Ich kannte Isabells Schokokuchen. Und das hier war er garantiert nicht. Was zum Teufel hatte sie da reingetan? Gefühlt bestand der Teig ausschließlich aus Zartbitterschokolade.

Ich *hasste* Zartbitterschokolade.

Mit Müh und Not würgte ich das Stück herunter und starrte dann auf den Erdbeerkuchen. Ich hatte keine Ahnung,

was heute mit meinem Geschmackssinn los war, aber allmählich bekam ich Zweifel, ob ich mich überhaupt an meinen Lieblingssuchen wagen sollte. Ich hatte keine Lust, dass mir die Freude darauf für den Rest meines Lebens verdorben wurde.

Die Entscheidung wurde mir abgenommen, als sich mein Magen lautstark zu Wort meldete. Offenbar hatte er es mir noch nicht übelgenommen, dass er heute mit solch merkwürdigen Lebensmitteln konfrontiert wurde. Stattdessen war seine einzige Sorge, dass er leer war und gefüllt werden wollte.

Also stach ich hinein und führte die Gabel zum Mund. Mir fiel selbst auf, dass die Bewegung langsamer war als sonst, was vermutlich der Grund war, warum mir meine Mutter einen nachdenklichen Blick zuwarf. Und als ich schließlich zu kauen begann, wurde ich ein weiteres Mal an diesem Morgen überrascht. Zum ersten Mal allerdings positiv.

Ja, auch dieses Stück schmeckte intensiver, als ich es gewohnt war. Aber es war einfach so viel *besser*. Mir war, als könnte ich die Sonnenstrahlen schmecken, unter denen die Erdbeeren gereift waren. Sie waren unbeschreiblich saftig. Ihr Geschmack übertraf alles, was ich jemals gekostet hatte.

Gierig schaufelte ich das Stück in mich hinein und nahm mir im Anschluss ein zweites. Den Schokokuchen schob ich mir immer mal wieder zwischen zwei Bissen in den Mund, um nicht unhöflich zu sein und ihn trotz seines schrecklichen Geschmacks zu essen.

Das Gespräch am Tisch hatte sich inzwischen wieder anderen Themen zugewandt, allerdings bekam ich kaum etwas davon mit. Viel zu sehr war ich mit meinem neugefundenen Geschmackssinn beschäftigt. Da ich aber ohnehin bereits mein Pensum an Gesprächsbeteiligung überschritten hatte, fiel mein

Schweigen niemandem auf.

Sobald mein Magen zufriedengestellt war, stand ich auf. Die anderen waren noch mit ihrer Unterhaltung beschäftigt, was bedeutete, dass ich freie Bahn hatte, was das Badezimmer betraf. Vielleicht würde mich eine warme Dusche darüber hinwegtrösten, dass ich mein kuschliges Bett so früh hatte verlassen müssen.

Vorher machte ich noch einen kurzen Zwischenstopp in meinem Zimmer, um mir frische Klamotten zu holen. Ich war schon beinahe wieder zur Tür draußen, als ich mich noch einmal umdrehte und irritiert auf mein Fenster starrte. Ich hatte gedacht, dass ich aufgewacht war, weil die Vorhänge nicht an ihrem Platz gewesen waren, aber sie *waren* zugezogen. Nicht der kleinste Spalt ließ Sonnenlicht auf mein Kopfkissen scheinen. Lediglich in Richtung meines Schreibtischs war ein kleiner Bereich offen, um nachts nicht in völliger Dunkelheit zu liegen.

Mit gerunzelter Stirn setzte ich meinen Weg fort und schloss mich im Badezimmer ein. Mein Top, meine Hose und die Unterhose wanderten auf direktem Wege auf den Boden, ehe ich in die Duschkabine stieg. Ich drehte das Wasser auf und brauchte einige Sekunden, um die richtige Wärmeeinstellung zu finden. Scheinbar stimmte etwas mit dem Boiler nicht. Normalerweise wäre ich bei dieser Temperatur panisch aus der Dusche gesprungen, so kalt, wie der Regler eingestellt war. Heute aber genoss ich die angenehme Wärme, die der Wasserstrahl auf meiner Haut verteilte.

Eine Weile stand ich einfach nur da und ließ mit geschlossenen Augen das Wasser über meinen Kopf, über meine Haare, über meinen gesamten Körper fließen. Bis mir irgendwann auffiel, dass das Wasser komisch roch. Irgendwie nicht richtig ...

sauber. Bis dahin hatte ich gar nicht gewusst, dass Leitungswasser überhaupt nach etwas riechen konnte. Für mich war Wasser immer ein neutrales Element gewesen. Das brachte mich dazu, mich mit dem Duschen doch ein wenig zu beeilen. Innerhalb kürzester Zeit war ich fertig und stolperte aus der Kabine.

Mit einem grimmigen Ausdruck auf dem Gesicht warf ich ihr noch einen Blick zu, während ich mich abtrocknete. Das war wirklich ein verrückter Tag. Vielleicht schlief ich ja doch noch und das alles war ein Traum? Obwohl, nein, dafür war es viel zu real.



02

BRUDER UND SCHWESTER

Erschöpft sank ich auf den ersten freien Stuhl, den ich finden konnte, und ließ die Einkaufstüten auf den Boden fallen.

»Schwächelst du etwa?« Collin grinste mich von oben herab an. Im betonten Gegensatz zu mir stellte er seine Taschen ordentlich auf den Stuhl zwischen uns, bevor er sich mir gegenüber setzte.

»Weißt du eigentlich, wie lange wir schon unterwegs sind?«, entgegnete ich und bemühte mich um einen aufrechteren Sitz.

Seit mehreren Stunden hatten wir ein Geschäft nach dem anderen besucht. Wir hatten es nicht eilig und genossen die Zeit zu zweit. Sowohl Collin als auch ich waren in diverse Outfits geschlüpft und viele davon hatten wir auch gekauft. Ich mehr als er. Wir hatten uns über komische Dekoartikel amüsiert und waren in unserer Lieblingsbuchhandlung in all den Geschichten vollkommen verloren gegangen. Nun saßen wir zum krönenden Abschluss in einem kleinen Café, um unserem

liebsten Hobby in der Stadt nachzugehen: Leute beobachten.

Eine Kellnerin hatte unsere Ankunft bemerkt und erschien bereits am Tisch, um unsere Bestellung aufzunehmen. Wir wählten beide einen Eistee, weil sie den hier selbst machten. Damit lag man einfach immer richtig.

»Ich bin gespannt, ob du es schaffst, genügend Platz in deinem Kleiderschrank zu schaffen, um die neuen Klamotten darin unterzubekommen«, meinte Collin, als ich meine Tüten zu seinen auf den Stuhl stellte.

»Und ich bin gespannt, ob du in deinem Bücherregal noch Raum findest, um *deine* neuen Errungenschaften zu verstauen«, konterte ich. Ein älterer Herr setzte sich an den Tisch neben uns und ich beeilte mich, meinen Stuhl ordentlich an meinen eigenen Tisch zu rücken, damit er genug Platz hatte.

»Genau aus diesem Grund habe ich schon vor einiger Zeit in meinem Kleiderschrank ausgemistet«, grinste Collin.

Ich lachte. »Das ist nicht dein Ernst. Du sollst Klamotten darin aufbewahren, keine Bücher!«

»Sehe ich aus, als würde ich Scherze machen?«

»Isabell wird dich für verrückt erklären, wenn ihr zusammenzieht.«

Er zuckte mit den Schultern. »Sie hat längst all meine Geheimnisse ergründet. So schnell schockt sie nichts mehr.«

»In Ordnung, mit diesen Worten werde ich sie trösten, wenn sie beim Auspacken der Umzugskartons in Ohnmacht fällt«, lachte ich.

Unsere Bestellung wurde gebracht und die Dame wandte sich dem Neuankömmling hinter mir zu, während ich nach dem Glas griff, an dem Wasser hinabperlte. Eiswürfel schwappeten darin, genau wie frische Minze und Zitronenscheiben. Ich

nahm einen Schluck und wurde nicht enttäuscht – der Eistee schmeckte köstlich. Nicht so süß wie dieses künstlich hergestellte Zeug. Es überraschte mich beinahe nicht mehr, dass er mir heute sogar noch besser vorkam als sonst. Viel fruchtiger.

Wir verfielen in Schweigen, während wir die Menschen auf dem Marktplatz beobachteten. Viele von ihnen wirkten geteilt. Nur wenige schienen sich wirklich Zeit zu nehmen, um bei diesem herrlichen Wetter den Einkaufsbummel zu genießen und sich zu entspannen.

Nun gut, so herrlich fand ich das Wetter heute eigentlich gar nicht. Für meinen Geschmack war die Sonne ein wenig zu grell. Ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn sich die ein oder andere Wolke vor sie geschoben und meinen Augen etwas Entspannung gegönnt hätte.

»Ich glaube, ich brauche eine neue Sonnenbrille. Ich hab das Gefühl, diese bringt überhaupt nichts mehr«, dachte ich laut und drehte sie in meinen Händen hin und her.

»Ich will Isabell einen Heiratsantrag machen.«

Beinahe wäre mir die Brille aus der Hand gefallen bei dieser Bombe, die er einfach nebenbei – ohne Vorwarnung! – hatte platzen lassen. Ohne jeden Bezug zu den zuletzt gefallenem Sätzen. Aus dem Nichts heraus. »Moment. Was?« Ich trank einen Schluck Eistee, weil sich meine Stimme überschlug.

»Ich möchte ihr einen Heiratsantrag machen«, wiederholte er seine Worte, sah mich jedoch nicht an. Sein Blick war weiterhin auf das Treiben vor uns gerichtet.

»Nun ... Also ... Wenn du das Gefühl hast, dass das das Richtige ist ...« Ich kam mir vor wie die letzte Idiotin, wie ich da vor mich hin stotterte. Aber in diesem Moment war ich mit der Situation absolut überfordert.

Endlich sah er mich an, doch seinen Blick konnte ich nicht deuten. Es schien, als bemühte er sich darum, einen möglichst neutralen Ausdruck aufzusetzen. »Du hältst das also für keine gute Idee?«

»Das habe ich nicht gesagt. Aber ich muss gestehen, dass es mich ein wenig überrascht. Denkst du nicht, es wäre sinnvoll, erst einmal zu schauen, wie es läuft, wenn ihr zusammengezogen seid? Ist das heutzutage nicht die übliche Reihenfolge? Zusammenkommen, zusammenziehen, *dann* heiraten?«

»Ich weiß einfach, dass sie die Richtige für mich ist. Und ich will nicht noch mehr Zeit verlieren. Du weißt genauso gut wie ich, wie schnell man einen anderen Menschen verlieren kann. Ich will später nichts bereuen müssen.«

In meinem Hals bildete sich ein Kloß und ich musste mehrmals schlucken, bevor ich ihm antworten konnte. »Ich mag Isabell. Mit ihr hast du eine gute Frau gefunden. Und wenn du sagst, dass du diesen Schritt gehen willst, stehe ich natürlich zu hundert Prozent neben und hinter dir.« Ich griff über den Tisch nach seiner Hand und drückte sie.

Dankbar lächelte er mich an. Auch wenn er so sicher in seiner Entscheidung geklungen hatte, war ihm meine Meinung wichtig gewesen. Mir wurde klar, dass er, wenn ich ihm davon abgeraten hätte, es wahrscheinlich nicht getan hätte.

Mit einem Mal bekamen seine Worte vom Morgen eine ganz neue Bedeutung. Sie waren nicht nur im Spaß dahingesagt worden. Ich *war* für ihn die wichtigste Person auf dieser Welt. Genauso wie er diese Person für mich war. An dieser Beziehung zueinander würde kein Partner dieser Welt etwas ändern können.

Ein Bild flackerte vor meinen Augen auf. Ich saß weinend auf dem Boden, die Beine an den Körper gezogen und so fest

mit den Armen umklammert, dass es schmerzte. Collin neben mir, der mich an sich zog.

Das Atmen fiel mir schwer und ich setzte meine Sonnenbrille wieder auf, bevor jemand die Nässe in meinen Augen bemerken konnte. Mit aller Macht konzentrierte ich mich auf die vorbeilaufenden Menschen; zwang mich, diesen Gedanken zurück in die hinterste Ecke meines Kopfes zu schieben.

Heute nicht, sagte ich mir. Ich würde mir diesen Tag nicht kaputt machen lassen. Nicht heute. Nicht jetzt.

Als ich am nächsten Morgen erneut am Frühstückstisch erschien, wurde offiziell befunden, dass ich krank sein müsste. Anders ließe sich dieses Verhalten nicht erklären. Und nicht einmal ich konnte irgendetwas dagegen sagen. Zumal mir tatsächlich die Glieder schmerzten. Da ich mich aber ansonsten fit fühlte, sagte ich ihnen nichts davon.

Dieses Mal beließ ich es dabei, lediglich am Tisch zu sitzen und mich auf das Essen zu konzentrieren. Für Unterhaltungen fehlte mir die Lust. So viel Trubel am frühen Morgen widersprach schlicht meiner Natur. Aber ich war nicht die Einzige, die heute lieber schwieg. Fiona saß ebenfalls mit gesenktem Kopf da und schien nichts anderes als ihr Brötchen zu sehen. Ein Verhalten, das mich nicht wunderte. Sie würde vermutlich noch einige Tage in der Gegenwart unseres Vaters den Mund halten.

Aus den Gesprächsfetzen, die ich von Zeit zu Zeit mitbekam, konnte ich heraushören, dass Collin den anderen noch nichts von seinen Plänen mit Isabell gesagt hatte. Meine Mutter wäre sonst vermutlich gar nicht mehr von dem Thema weg zu bekommen gewesen. Wahrscheinlich würde er es ihnen

auch aus genau diesem Grund erst erzählen, wenn er es hinter sich gebracht hatte.

Wir waren gestern tatsächlich noch bei einem Juwelier gewesen, wo ich ihm bei der Auswahl des Rings geholfen hatte. Bei dieser Gelegenheit hatte ich auch erfahren, dass seine Angebetete dieses Wochenende auf Geschäftsreise war, was erklärte, warum er trotz seiner freien Tage die ganze Zeit bei uns war.

Als es noch vor Ende des Frühstücks an der Tür klingelte, erklärte ich mich dazu bereit, den sonntäglichen Störenfried zum Teufel zu jagen, damit die anderen nicht in ihrer Unterhaltung gestört wurden. Ich wusste, dass ich nicht unbedingt vorzeigbar aussah – frisch aus dem Bett und mit der Morgenmuffel-Krankheit –, aber vielleicht würde mir genau das helfen, den Besuch loszuwerden. Möglicherweise erschreckte ihn mein Anblick so sehr, dass er auch ohne ein Wort sofort das Weite suchte.

Doch als ich die Tür öffnete, geriet meine schlechte Laune ins Stocken. Der Mann, der dort stand, kam mir vage bekannt vor. Sein fortgeschrittenes Alter und die maßgeschneiderte Kleidung rührten an meinem Gedächtnis.

Nach einigen langen Sekunden, in denen keiner von uns etwas sagte, dämmerte es mir. Er war der Mann, der gestern in dem Café hinter mir gesessen hatte. Aber das war es nicht, was mich an ihm irritierte und gleichzeitig ein gutes Gefühl auslöste. Nein, seine Ausstrahlung zeugte von uraltem Wissen. Von Freundlichkeit. Güte. Vertrauen. Und ich erkannte irgendetwas in ihm, das ich nicht benennen konnte.

»Hallo, Gwendolyn.«

Mein Kopf zuckte. »Woher kennen Sie meinen Namen? Wer sind Sie?«

Er lächelte freundlich. »Dies ist nicht der richtige Ort, um deine Fragen zu beantworten. Nicht mit deiner Familie im Hintergrund. Aber ich würde dir gerne erklären, woher ich dich kenne und was gerade mit dir passiert. Ich bin mir sicher, du hast bereits bemerkt, dass sich dein Körper und deine Sinne verändern.«

»Woher -«

»In der Nähe ist ein Park. Wenn du soweit bist, warte ich dort auf dich. Bei einem Spaziergang lässt es sich immer noch am besten reden.«

Bevor ich noch etwas sagen konnte, hatte er mir ein letztes Mal zugewinkt und sich mit einem Lächeln umgedreht. Ohne Eile, regelrecht gemächlich, verließ er unser Grundstück.

Gedankenverloren sah ich ihm hinterher, wie er in die Richtung des Parks ging, von dem er gesprochen hatte.

»Bist du hier festgewachsen?«

Ich zuckte so sehr zusammen, dass ich mir den Arm am Türrahmen stieß. »Himmel, Fiona! Musst du mich so erschrecken?«

»Was tust du hier noch? Ist doch niemand da.«

»Und was tust du hier? Solltest du nicht über deinen Büchern sitzen?«

»Touché.« Sie drehte sich um und ging. Schweigend folgte ich ihr den Flur entlang, bis ich mich in meinem Zimmer an die geschlossene Tür lehnte und Löcher in die Luft starrte.

Wer war dieser Mann? Und konnte er mir wirklich die Antworten liefern, deren Fragen mir seit gestern Morgen durch den Kopf geisterten? Ich war verrückt, auch nur darüber nachzudenken, der Einladung dieses Mannes zu folgen.

Ganz eindeutig verrückt.

Ich griff nach einem zufälligen T-Shirt und einer Hose, statete dem Badezimmer einen kurzen Besuch ab, um meine Haare zu bändigen, und trat aus dem Haus.

Vor der Tür blieb ich stehen. *Was tue ich hier eigentlich?*

Tief durchatmend ging ich einen Schritt nach vorn. Und nach diesem konnte ich nicht mehr aufhören. Unaufhaltsam ging ich etwas entgegen, von dem ich bereits jetzt wusste, dass es mein ganzes Leben auf den Kopf stellen würde.



03

VERÄNDERUNG

Zwei Tage später erzählte ich meiner Familie, dass ich beschlossen hatte, zum Abschluss meines Auszeit-Jahres eine mehrwöchige Reise über die Inseln zu machen. Keiner von ihnen zweifelte diese Geschichte an und so war ich die Einzige, die vier Wochen später bei unserem Abschied wusste, dass es für sie das letzte Mal war, dass sie mich sahen. Es war die schwerste Entscheidung meines Lebens gewesen.

Ich weinte mit meiner Mutter um die Wette, während mein Vater uns für verrückt erklärte, weil wir uns doch schon bald wiedersehen würden. Aber erst nachdem er begonnen hatte, die restliche Familie mit den Worten »Damit das endlich ein Ende hat« zurück ins Haus zu jagen, brachte ich die Kraft auf, mich mit roten und verquollenen Augen ins wartende Taxi zu setzen. Der Mann betrachtete mich mit einer Mischung aus Mitgefühl und Genervtheit im Rückspiegel, wartete ansonsten aber geduldig darauf, dass ich lange genug mit dem Schluchzen aufhörte, um ihm unseren Zielort zu nennen: den Flughafen.

Von der anschließenden Fahrt und dem kurzen Flug bekam ich kaum etwas mit. Viel zu sehr war ich damit beschäftigt, mich in Selbstmitleid zu suhlen. Lediglich Start und Landung brachten mich dazu, kurzzeitig in die Realität zurückzukehren, weil mein Magen von dieser ungewohnten Veränderung der Höhe überhaupt nicht begeistert war. Zwischen diesen beiden Zeitpunkten vergingen gefühlt nur Sekunden, womit ich vermutlich gar nicht so weit daneben lag. Immerhin legten wir lediglich die Strecke von England nach Nordirland zurück.

Als ich an meinem Zielflughafen aus dem Flugzeug stieg, suchte ich zunächst eine Toilette auf. Es war an der Zeit, mit dem Heulen aufzuhören. Also spritzte ich mir Wasser ins Gesicht und beobachtete mich mehrere Minuten im Spiegel dabei, wie ich mit Atemübungen versuchte, mich zu beruhigen. Das tat ich so lange, bis ich mir – zumindest in der Theorie – selbst abkaufte, dass es mir gut ging. Nun ja, die geröteten Augen waren ein verräterisches Indiz, dass dem nicht so war, aber das wollte ich jetzt mal ignorieren. Man konnte schließlich nicht perfekt sein.

Ich verließ die Toilette und ging zur Gepäckausgabe. Dass ich eine der Letzten war, machte es leichter, an das Fließband heranzukommen und meinen Koffer zu entdecken. Dann verließ ich das Gebäude und zwang mir ein Lächeln auf das Gesicht, als ich den Mann sah, der mich abholen sollte.

Er war groß und kräftig, sein Stoppelbart sah eher so aus, als hätte er zwei Tage vergessen, sich zu rasieren, als dass er tatsächlich gewollt war. Die verwaschene Jeans und das blaue Shirt, das er unter seiner Lederjacke trug, betonten seine Augen, bei denen ich mir nicht sicher war, ob sie blau oder grün waren.

Ich hatte diesen Mann noch nie zuvor gesehen, trotzdem

sagte mir mein Gefühl sofort, dass ich eine vertraute Seele vor mir hatte und er die Person war, nach der ich gesucht hatte.

Das Lächeln, mit dem er mich begrüßte, als ich aus dem Gebäude trat, war die letzte Bestätigung. Innerlich atmete ich noch einmal tief durch, bevor ich mit den nächsten Worten mein neues Leben begann. »Sie müssen Lord Roman sein«, sagte ich und streckte ihm die Hand entgegen.

Er ergriff sie und auch wenn ich nicht wusste, wie er das schaffte, wurde ich bei dieser Berührung sofort ruhiger.

»Hallo, Gwendolyn. Es überrascht mich, dass du mich direkt erkannt hast.«

»Sie wurden mir immerhin angekündigt.«

»Mag sein, aber du wusstest nicht, wie ich aussehe. Offenbar kannst du bereits unterscheiden, wen du vor dir hast. Das ist beachtlich.«

»Ist es das? Für mich fühlt es sich wie selbstverständlich an, auch wenn das Wissen, was es bedeutet, noch immer befremdlich ist.«

»Verständlich, aber du wirst dich schon bald daran gewöhnt haben. Außerdem ist es ein Zeichen, dass du recht schnell mit diesem neuen Leben zurechtkommen wirst.« Das zumindest hörte sich nach einer guten Nachricht an. Da mir so oder so nichts anderes übrig blieb, war es besser, wenn ich so schnell wie möglich ein Teil von ... alledem wurde.

Er drehte sich um und ging zum Kofferraum des schwarzen SUVs, der hinter ihm gestanden hatte. »Da ich dir als Mentor zugeteilt bin, kannst du auf die Höflichkeiten verzichten. Für dich bin ich einfach nur Roman.«

Bevor er die Gelegenheit hatte, mir meinen Koffer abzunehmen, hatte ich diesen bereits selbst in den Kofferraum

gewuchtet. Er unterdrückte nur wenig erfolgreich ein Lächeln, schloss die Tür und gab mir ein Zeichen, ihm ins Wageninnere zu folgen.

Zu meiner Überraschung nahm er dabei neben mir auf der Rücksitzbank Platz. Vor mir auf dem Fahrersitz saß bereits ein weiterer Mann, der den Motor startete und losfuhr, kaum dass wir saßen.

»Gwendolyn, darf ich dir vorstellen: James. Chauffeur und Bediensteter im Hause des Königs.« Echt jetzt? James? Klischeehafter ging es doch nun wirklich nicht mehr, oder? »Nicht sehr gesprächig und sehr verschwiegen bezüglich dessen, was ihm während der Arbeit zu Ohren kommt. Du kannst also frei sprechen. Sicherlich hast du einige Fragen.« Er sah mich mit einem offenen, auffordernden Blick an und ich verstand, dass dies meine Chance war. Außerdem hatte er recht, ich hatte Fragen. Das Problem war eher, sie zu ordnen und in eine Reihenfolge der Dringlichkeit zu bringen. Also fing ich mit der allgemeinsten Frage an, deren Antwort am unmittelbarsten bevorstand.

»Was passiert jetzt?«

»Für die nächsten Tage steht erst einmal Ankommen auf dem Plan. Ich zeige dir dein neues Zuhause, du lernst die Leute kennen und ich kläre dich über diese Welt auf, in die du gefallen bist. Ab nächster Woche beginnt dann deine Ausbildung. Diese wird etwa ein Jahr dauern. Der Reihe nach wirst du jede unserer Abteilungen durchlaufen. Manche ein wenig länger, andere kürzer. Je nachdem, ob magische Kräfte benötigt werden, die du zu diesem Zeitpunkt noch nicht besitzt. Am Ende dieser Zeit wird die Magie für dich die Entscheidung treffen, welcher dieser Abteilungen du zugewiesen wirst. Außerdem ist

ein ausführliches Training in den Kampfkünsten Pflicht, das dich während deiner gesamten Ausbildung und darüber hinaus begleiten wird.«

»Mein Vater hat mich im Schwertkampf unterrichtet. Ist das hier auch möglich?«

»Den Umgang mit dem Schwert bekommt man während der Ausbildung nur in der Theorie beigebracht. Ich gehe stark davon aus, dass deine Fähigkeiten dies bereits jetzt weit übersteigen. Es geht mehr um rein körperliche Kampfsportarten. Du musst wissen, dass wir nur dann mit einem Schwert oder Pfeil und Bogen kämpfen, wenn wir von diesen Waffen als ihr Träger auserwählt werden. Bis auf Dolche können wir ansonsten keinerlei Waffen berühren. Aber da du bereits jetzt eine hohe Affinität zum Schwert aufweist, gehe ich stark davon aus, dass du schon bald von einem auserwählt wirst.«

»Wie kann man denn ... von einem *Schwert* auserwählt werden?« Das klang vollkommen verrückt.

Roman lächelte. »Magie, meine Liebe. Magie wird dir von nun an deutlich mehr begegnen als bisher. Bald wird das für dich so selbstverständlich sein wie atmen.«

Er sagte das so, als wäre mir der Umstand, dass Magie im Spiel war, nicht völlig fremd; als müsste ich mich nur daran gewöhnen, dass sie von nun an zu meinem Alltag gehörte.

Das war doch vollkommen absurd. Zwar konnte ich nach allem nicht leugnen, dass so etwas wie Magie existieren musste – immerhin war ich vor einem Monat noch ein Mensch gewesen und auf mysteriöse Art und Weise hatte sich das über Nacht geändert –, aber das hieß noch lange nicht, dass ich darüber sprechen und nachdenken konnte, als würde es um das Abendessen gehen. Daher wechselte ich lieber das Thema.

»Was für Abteilungen sind das, die ich durchlaufen muss?«

»Die ersten beiden Monate bist du bei den Spähern. Dort wirst du am besten einen Überblick bekommen, wie diese Welt funktioniert. Anschließend bist du jeweils einen Monat bei den Geheimniswahrern und Beißern. Hier sollst du in erster Linie die Abteilungen kennen- und verstehen lernen. In diesen ersten drei Bereichen kannst du kaum selbst mitarbeiten, da du die notwendigen Fähigkeiten erst erhältst, wenn du für die jeweilige Abteilung ausgewählt wirst. Darauf folgen bei den Kriegern und Mentoren je drei Monate. Dabei ist die Magie zweitrangig. Es geht darum, die Fähigkeiten für diese Arbeit selbst zu entwickeln. Und schließlich wirst du ein bis zwei Monate bei den Springern sein, bis die Magie entschieden hat, in welcher Abteilung du Dienst tun sollst. Sobald das geschehen ist, bist du ein vollwertiges Mitglied des Teams.«

Mein Blick, der die ganze Zeit an Roman geklebt hatte, wanderte zu einem der Fenster. Offenbar hatten wir bereits vor einiger Zeit die Zivilisation verlassen. Vom Stadtbild war nichts mehr zu sehen. Wohin ich auch sah, es gab nur Bäume. Kein Wunder, dass wir in einem geländetauglichen Wagen saßen.

Meine Gedanken kreisten um seine letzten Worte. *Ein vollwertiges Mitglied des Teams*. Ich wusste immer noch nicht, ob ich das wirklich wollte. Ich wusste auch nicht, ob ich überhaupt *hier* sein wollte. Aber nachdem ich bis zu dem Zeitpunkt, da man mir diese Möglichkeit eröffnet hatte, sowieso keine Ahnung gehabt hatte, was ich mit meinem Leben anstellen sollte, war es mir wie ein vorbestimmter Weg vorgekommen. Das Zeichen, auf das ich die ganze Zeit gewartet hatte. Inzwischen war ich mir nicht mehr sicher, ob das vielleicht doch nur

Wunschdenken gewesen war.

Als vor uns ein Lichtpunkt zwischen all den Bäumen das Ende des Waldes verriet, spürte ich die Nervosität Überhand nehmen. Das war der Zeitpunkt, an dem ich wusste, dass ich diese eine Frage nicht länger hinausschieben konnte. Die Frage, die mir von allen am meisten unter den Nägeln brannte – und vor deren Antwort ich gleichzeitig so viel Angst hatte, dass ich sie zu verdrängen versucht hatte. Doch ich wollte sie keinesfalls dann stellen müssen, wenn noch mehr Ohren anwesend waren und ich mich vollends lächerlich machte.

»W-was ist mit dem ... Blut?« Ich sah Roman nicht an und beobachtete stattdessen den näherkommenden Lichtpunkt. Als wir dem Ausgang des Waldes jedoch bedenklich nahe gekommen waren, wurde mir klar, dass er mit seiner Antwort so lange wartete, bis ich es tat. Also biss ich die Zähne zusammen und sah Roman beinahe trotzig in die Augen.

Entgegen meiner Erwartung war sein Blick weder genervt noch gelangweilt oder tadelnd. Er war weiterhin genauso offen und freundlich wie während unseres gesamten Gesprächs. Wenn überhaupt hatte sich eine Spur Mitgefühl hinein gemischt.

»Du brauchst keine Angst davor zu haben. Beim ersten Mal werde ich dir dabei zur Seite stehen und danach wird es schnell zu einem natürlichen Teil deines Lebens werden, über den du gar nicht mehr nachdenkst. Schäm dich nicht für Gefühle und Gedanken, die deine Ankunft begleiten. Viele von denen, die du in den nächsten Monaten kennenlernst, haben all das ebenfalls durchgemacht. Einschließlich mir.«

Wir hatten den Wald verlassen und fuhren nun durch ein eisernes Tor, das in eine weitläufige Steinmauer eingelassen

war. Dahinter ragte eine imposante Burg in die Höhe, die in hervorragendem Zustand war, obwohl sie offenkundig älter als die meisten Ruinen auf diesem Erdball war. Mehrere Stockwerke und Türme ließen, ebenso wie die Größe an sich, in mir den Verdacht aufkommen, dass es wohl eine ganze Weile dauern würde, bis ich mich darin zurechtfinden würde.

Auf der Treppe vor dem Eingangsportal standen zwei Männer, die unser Eintreffen gar nicht zu bemerken schienen, obwohl wir nicht weit von ihnen entfernt im Innenhof parkten. Der größere der beiden hatte lange schwarze Haare und war mit seinem äußerst durchtrainierten Körper eine beinahe genauso eindrucksvolle Erscheinung wie die Burg selbst. Der andere Mann war zwar ebenfalls durchtrainiert, sah aber eher wie ein Häufchen Elend aus. Was vermutlich daran lag, dass er gerade von dem anderen Kerl zur Schnecke gemacht wurde. Er hatte dabei eine solch furchterregende Ausstrahlung, dass ich selbst aus dieser Entfernung und im sicheren Auto sitzend den starken Drang verspürte, den Kopf einzuziehen.

Roman war meinem Blick gefolgt und seufzte.

»Das ist Lord Ibrahim. Abteilungsleiter der Krieger. Ich denke es ist das beste, wenn du ihm aus dem Weg gehst bis du ihm unterstellt bist.« Er warf noch einen Blick zu seinem Kollegen, der deutlich sagte »*Warum mussten wir ausgerechnet ihm als erstes begegnen?*« und stieg aus. Mir blieb nichts anderes übrig, als ihm zu folgen, und als ich neben ihm stand, lächelte er bereits wieder. Seine Augen leuchteten regelrecht.

»Gwendolyn: Willkommen auf Schloss Brandora, dem Hof des Königs der Vampire.«



04

DIE KÖNIGLICHEN

Als ich am Sonntagabend erwachte, fühlte ich mich so ausgeschlafen wie schon lange nicht mehr. Es war die erste Nacht in diesem Schloss gewesen, in der ich geschlafen hatte, ohne durch einen Albtraum aufzuwachen. Trotzdem fühlte es sich immer noch falsch an. Zwar war ich schon immer eine Langschläferin gewesen, aber bei Tag zu schlafen und erst in den Abendstunden aufzustehen, war sogar in meinem Biorhythmus eine verkehrte Welt.

Mein Blick fiel auf das Fenster. Die Sonne war noch nicht ganz untergegangen. Sanfte Strahlen fielen durch das Glas und tauchten das Zimmer in diffuses Licht mit eigenartigen Schatten an den Wänden.

Ich streckte meine Hand senkrecht vor mir in die Luft. Die Sonnenstrahlen fühlten sich ungewöhnlich warm auf meiner Haut an, dafür dass sie die Letzten des Tages waren.

Es war eine Erleichterung gewesen, als mir Roman erklärt hatte, dass ich, nur weil ich jetzt ein Vampir war, das

Sonnenlicht nicht meiden musste. Vampire konnten genauso am Tag herumlaufen wie die Menschen. Wir mussten nur darauf achten, dass wir uns nicht zu lange der direkten Strahlung aussetzten, da wir schneller und extremer einen Sonnenbrand bekamen. Aber da ich auch zu *menschlichen* Zeiten eine sehr empfindliche Haut besessen hatte was die Sonne betraf, bedeutete das für mich keine Umstellung.

Tatsächlich war es so, dass es am Königshof keine richtige Tag-Nacht-Regelung gab. Hier herrschte rund um die Uhr reges Treiben. Personen kamen und gingen, trafen sich in großen oder kleinen Gruppen, aßen zu jeder Zeit Frühstück, Mittag- und Abendessen. Lediglich Besprechungen, bei denen mehr als drei Vampire anwesend sein mussten, schienen ausschließlich nachts stattzufinden, da es trotz allem die Zeit war, die von den meisten Vampiren bevorzugt wurde.

Auch das Leben der Azubis, wie ich einer war, fand hauptsächlich in der Nacht statt, um uns eine Routine zu ermöglichen. Auf diese Weise wollten sie uns dabei unterstützen, dass wir uns besser auf unsere Ausbildung konzentrieren konnten.

Ich ließ meine Hand fallen, drehte mich auf die Seite und umklammerte mit beiden Armen mein Kissen. Obwohl ich bereits seit einer Woche hier war, wusste ich bemerkenswert wenig über mein neues Leben. Ich war so damit beschäftigt gewesen, die neuen Eindrücke zu verarbeiten und jeden Tag neue Leute kennenzulernen, dass Roman beschlossen hatte, dass es besser war, mit den weiteren Erklärungen etwas zu warten. Wofür ich ihm im Großen und Ganzen dankbar war. Leider führte das aber auch dazu, dass ich mir, öfter als es mir lieb war, wie ein Vollidiot vorkam, weil ich so vieles nicht kannte oder verstand. Das machte die Aussicht, morgen mit meiner

Ausbildung zu beginnen und mich verstärkt mit Vampiren auseinanderzusetzen, ohne dass Roman an meiner Seite war, nicht unbedingt verlockender.

Wenigstens hatte ich meine erste Blutaufnahme bereits hinter mir. Roman hatte mich gestern zu einem Vampir mit so ruhiger Ausstrahlung gebracht, dass zumindest meine Angst verschwunden war, dass er womöglich etwas dagegen hatte, dass ich ihm Blut abzapfte. Trotzdem war ich so nervös gewesen, dass ich bereits jetzt keine Ahnung mehr hatte, wie der Mann hieß. Ich war mir nicht einmal sicher, ob ich ihn wiedererkennen würde. Was durchaus ein Problem war, angesichts der Tatsache, dass er mir für die kommenden vier Monate als feste Nahrungsquelle zugeteilt worden war. Mit anfänglich immer dem gleichen Spender sollte mir die Gewöhnung an dieses lebensnotwendige Ritual erleichtert werden.

Ich hatte eine Weile unbeholfen vor den beiden Männern gestanden. Dunkel erinnerte ich mich, dass sie miteinander – oder vielleicht auch zu mir – gesprochen hatten, aber davon hatte ich kaum etwas mitbekommen. Zu sehr war ich damit beschäftigt gewesen, nicht panisch aus dem Zimmer zu flüchten. Allein der Gedanke an das Bevorstehende hatte mich beinahe um den Verstand gebracht. Zum Glück war ich schnell deutlich ruhiger geworden, sobald wir uns auf eines der Sofas gesetzt, er mir sein Handgelenk dargeboten und ich begonnen hatte, davon zu trinken. Zu meiner eigenen Überraschung musste ich zugeben, dass es gar nicht so schlimm war.

Entgegen meiner ekelerregenden Erwartungen hatte das Blut süßlich geschmeckt. Statt eines metallischen Geschmacks und einer Konsistenz, die mich würgen lassen würde, war es eher so, als hätte ich eine heiße Schokolade getrunken, die

bereits eine Weile herumgestanden hatte und dadurch etwas abgekühlt war. Sobald das Blut in meinen Mund geflossen war, hatte ich erkannt, dass es für mich sehr schnell zu einer der natürlichsten Angelegenheiten in meinem Leben werden würde.

Und obwohl es mich beruhigte, dass ich nicht jedes Mal vor einem essentiellen Teil meines Lebens zurückschrecken würde, sagte mir ein Teil meines Gehirns, der noch menschlich dachte, dass es einfach nur falsch war. Er brachte immer wieder ein schlechtes Gewissen und Ekel hervor – und ich hoffte, dass ich diese Art zu denken bald in den Griff bekommen würde. Schließlich wollte ich nicht bis in alle Ewigkeit mit Engelchen und Teufelchen auf meinen Schultern kämpfen müssen.

Als es eine halbe Stunde später an meine Zimmertür klopfte, hatte ich meine innere Stimme niedergegungen und mich für den Tag bereit gemacht. Heute hatte ich mich für schickere Klamotten als sonst entschieden. Ihr Anblick hatte mir im ersten Moment einen Stich in der Brust verpasst, weil ich daran denken musste, dass meine Mutter sie mir zum Schulabschluss geschenkt hatte. Schuldgefühle und Heimweh nagten an mir, bis ich sie mit aller Macht zurückdrängte, um mich auf das Kommende zu konzentrieren.

Die schwarze Stoffhose und die dazu passende rote Seidenbluse gaben mir nun allerdings das Gefühl, absolut overdressed zu sein. Zumindest dafür, dass ich nicht einmal das Haus – oder in diesem Fall das Schloss – verlassen würde. Aber ich musste mich noch an den Gedanken gewöhnen, dass ich nicht mehr vor die Tür gehen musste, um mit besonderen Anlässen konfrontiert zu werden. Denn heute würde mein Frühstück noch ein wenig auf mich warten müssen.

Ich öffnete die Tür und sah einen lächelnden Roman vor mir stehen. »Bereit?«

Ich erwiderte das Lächeln mehr gezwungen, als dass es ehrliche Freude ausdrücken konnte. »So bereit wie man in dieser Situation nur sein kann«, entgegnete ich vage.

Sein Gesichtsausdruck wurde verständnisvoll und er nickte.

Ich schloss die Tür hinter mir und folgte ihm durch den Flur. Solange wir unterwegs waren, nutzte er die Zeit, um mich mit den wichtigsten Verhaltensregeln vertraut zu machen.

»Im Prinzip musst du dir gar nicht so viele Gedanken machen. Seine Majestät und seine Tochter sind sehr freundlich. Wenn du ruhig und genauso höflich bleibst, hast du nichts zu befürchten. Sprich sie nicht direkt an. Du redest nur, wenn du von ihnen dazu aufgefordert wirst. Verwende nicht ihre Namen. Erlaubt sind maximal *Eure Majestät* und *Eure Hoheit*. Und wenn du den Raum betrittst, machst du einen Knicks.«

Unwillkürlich verschluckte ich mich an meiner eigenen Spucke. Als der Hustenanfall ein Ende gefunden hatte und ich endlich wieder Luft bekam, sah ich meinen Mentor noch ein Stück panischer an als zuvor. »Einen Knicks? Ich soll knicksen? Ich habe noch nie geknickt! Ich weiß gar nicht, wie man sowas macht. Ich hab ja noch nicht einmal ein Kleid an.« Mit ausufernden Bewegungen und aufgerissenen Augen deutete ich auf meine Hose.

Roman lächelte wieder. »Zum Knicksen braucht man doch kein Kleid. Und so schwer ist das nun auch wieder nicht.«

»Du hast leicht reden. Du bist ja auch ein Mann«, nuschelte ich vor mich hin und starrte dabei immer noch auf meine Hose. Natürlich brauchte man kein Kleid, um einen Knicks zu machen. Aber ein Kleid versteckte es zumindest ein wenig, wenn

man sich dabei ungeschickt anstellte. Ich schämte mich bereits, wenn ich nur daran dachte.

Wie auf ein Zeichen blieben wir in genau diesem Moment vor einer der vielen schweren Holztüren stehen.

Verzweifelt versuchte ich, mich an einen dieser Filme oder Serien zu erinnern, in der eine Königsfamilie vorkam, vor denen die Untertanen knicksen mussten. Wie hatten die Frauen das gemacht? Aber natürlich wollte mir ausgerechnet jetzt nichts einfallen. Vermutlich hätte mir das ohnehin nicht viel geholfen. Schließlich hatten die ja alle ein Kleid an. Wahnsinnig viel Kleid. Da sah man nicht, ob sich ihre Beine dabei verhedderten.

Noch bevor ich mich dazu durchgerungen hatte, meine Unwissenheit zu akzeptieren, hatte Roman bereits an die Tür geklopft, sie geöffnet und mich in das Zimmer geschoben. Ehe ich dagegen protestieren konnte, befand ich mich mitten im Geschehen, während Roman direkt wieder hinter der sich schließenden Tür verschwand. Jetzt half wohl nichts anderes, als die nächsten Minuten auf mich zukommen zu lassen und das Beste daraus zu machen.

Außer mir befanden sich nur noch zwei weitere Personen im Raum: Ein Mann mit dunkelbraunen Haaren, in die sich ein paar hellere Strähnen mischten, und eine Frau, die vermutlich seine Tochter war. Sein kurzer Bart war dunkel und wirkte gepflegt. Wirklich jeder Stoppel schien die gleiche Länge zu haben und an den Stellen, an denen kein Stoppel sein sollte, war auch keiner. Sein weißes Hemd hatte keinen einzigen Knick, die Anzughose besaß akkurate Bügelfalten. Lediglich die Tatsache, dass an seinem Hemd ein Knopf zu viel offen stand, schmälerte seinen einschüchternden Perfektionismus.

Die Frau stand ihrem Vater in nichts nach, wenn es darum ging, auf die äußere Erscheinung zu achten. Sie trug ein elegantes schwarzes Etuikleid, das ihr ausgezeichnet stand. Die braunblonden Haare fielen leicht gelockt über ihre Schultern, die grünen Augen hatte sie mit dezenter Schminke betont. Schmuck trug sie keinen, doch das war auch nicht nötig.

Sie saßen in der Mitte des Zimmers auf einem der Sofas, das in einer Sitzgruppe von zwei Sofas und drei Sesseln um einen niedrigen Couchtisch herum stand. Erwartungsvoll und mit einem scheinbar offenen, freundlichen Ausdruck auf den Gesichtern blickten sie zu mir herüber.

Vorsichtig trat ich ein paar Schritte näher, blieb aber in gebührendem Abstand stehen, um ein Bein hinter das andere zu schieben und den Oberkörper zu senken. Wie erwartet war das eine wacklige Angelegenheit und ich bezweifelte stark, dass ich den Eindruck einer respekterbietenden Person abgab – Collin hätte sich wahnsinnig über mich lustig gemacht, aber diesen Gedanken verdrängte ich schnell wieder, bevor mir die Tränen kamen. Als ich jedoch aus meiner Verbeugung nach oben kam, hatte sich auf den Gesichtern der Königlichen nichts verändert.

»Hallo Gwendolyn. Schön, dass du gekommen bist. Wir freuen uns, dich kennenzulernen«, begrüßte mich König Dracon und Prinzessin Lohikäärme nickte zustimmend.

»Vielen Dank für die Einladung. Es freut mich ebenfalls«, erwiderte ich automatisch.

»Setz dich zu uns«, forderte er mich auf und deutete auf die Couch ihm gegenüber.

Innerlich war ich dafür unheimlich dankbar, weil ich das Gefühl hatte, dass meine Beine jeden Moment versagen

würden, so nervös wie ich war. Andererseits war es meist ein Zeichen, dass die Unterhaltung länger dauern würde, wenn man sich setzen sollte – und ich war mir nicht sicher, ob ich das wirklich wollte.

Sobald mich meine wackligen Beine zu dem Ort gebracht hatten, an dem sie sich ausruhen durften, fuhr Dracon fort. »Das Leben auf Brandora und als Vampir allgemein muss sehr befremdlich und neu für dich sein. Ich hoffe, du konntest dich in der vergangenen Woche zumindest ein bisschen eingewöhnen. Die Welt der Vampire unterscheidet sich in einigen Punkten sehr stark von dem menschlichen Leben, das du bisher geführt hast.«

»Roman ist ein guter Mentor. Er versucht, es mir so leicht wie möglich zu machen. Ich fühle mich bei ihm gut aufgehoben«, erwiderte ich ausweichend. Ich bemerkte selbst, dass meine Stimme vorsichtig klang. Was mich selbst nicht wunderte und wahrscheinlich auch nicht die anderen beiden. Ich sprach zum ersten Mal in meinem Leben mit Königlichen und um ehrlich zu sein, hatte ich immer noch keine Ahnung, warum ich das eigentlich tat.

Roman hatte mir gestern nur gesagt, dass der König darum gebeten hatte, heute mit mir zu sprechen. Den Grund dafür hatte er selbst nicht gekannt. Denn es war keineswegs normal, dass ein Neuling zu einer Audienz geladen wurde. Für gewöhnlich hatte man als Vampir am Königshof das erste Mal richtigen Kontakt mit ihnen, wenn man seine Ausbildung absolviert hatte und einer Abteilung zugewiesen worden war. Daraufhin gab es von ihnen eine Gratulation und einen Dank für den Dienst. Erst danach galt man als vollwertiges Mitglied des Königshofes. Und selbst dann hatte man als gewöhnlicher

Mitarbeiter eher selten mit ihnen zu tun, außer man gehörte als Krieger zu ihrer Leibgarde.

»Wenn wir irgendetwas tun können, um es dir angenehmer zu machen oder dir die Eingewöhnung zu erleichtern, lass es uns wissen«, bot Dracon an und es kostete mich alle Mühe, meine Augenbrauen an Ort und Stelle zu lassen.

»Das ist sehr großzügig, vielen Dank«, antwortete ich erneut ausweichend. Was zum Henker hatte ich getan, um diese Sonderbehandlung zu verdienen? Wer war ich bitte, um Wünsche an den König stellen zu dürfen?

Darauf konnte er definitiv lange warten. Ich hatte nicht vor, durch eine Sonderbehandlung jemandem eine Vorlage zu liefern und mich somit zur Zielscheibe für Spott zu machen.

»Das kann man ja nicht mit ansehen«, fuhr seine Tochter dazwischen, als Dracon erneut zum Sprechen ansetzte und ich mich innerlich gegen eine weitere mögliche Ungewöhnlichkeit wappnete. »Deine überzogene Höflichkeit ist einschüchternder, als wenn du sie anschreien würdest.« Im nächsten Atemzug richtete sie sich an mich. »Entschuldige bitte meinen Vater, für ihn ist diese Situation genauso neu wie für dich, daher scheint er ein wenig überfordert zu sein, wie er richtig damit umgehen soll.«

Erneut verkniff ich mir, die Augenbrauen in die Höhe zu ziehen. Es war ja nett von ihr, dass sie mir zu Hilfe kam, aber widersprach es nicht vollkommen der Etikette, ihren Vater, den *König*, vor mir, einem *niederen Vampir*, zu maßregeln und auch noch offen mit mir darüber zu reden?

»Der eigentliche Grund, aus dem wir dich zu uns gerufen haben, ist folgender: Als wir uns diese Woche im Schloss über den Weg gelaufen sind, ist mir aufgefallen, dass du mich mit

einem Blick gemustert hast, der von Wiedererkennen gesprochen hat. Liege ich damit richtig?«

Nun konnte ich nicht mehr verhindern, dass sich die Überraschung in meinem Gesicht widerspiegelte. Ich hatte nicht den Eindruck gehabt, dass sie mich lange genug angesehen hatte, um das zu bemerken. Tatsächlich war mir bei ihrem Anblick vor drei Tagen eine Erinnerung in den Sinn gekommen, von der ich nicht gewusst hatte, dass ich sie überhaupt besaß. Eigentlich hatte ich mir inzwischen eingeredet, dass mein Gehirn etwas konstruiert hat, das so nie stattgefunden hatte. Aber dass sie mich nun darauf ansprach, sagte mir, dass wohl doch mehr dahinterstecken musste, als ich gedacht, sogar gehofft hatte.

Mir hatte es die Sprache verschlagen, sodass ich nicht mehr als ein Nicken zustande brachte.

»Woran *genau* erinnerst du dich wieder?«, fragte sie weiter.

Nachdenklich kaute ich auf meiner Unterlippe. Das alles verwirrte mich immer mehr. Wohin führte dieses Gespräch? Sollte ich es ihnen wirklich erzählen? Ich sprach bis heute nicht gern über jene Nacht und jetzt, mit dieser neuen Erinnerung, gab es mir noch mehr das Gefühl, dass ich es lieber für mich behalten wollte. Andererseits war sie offenbar ein Teil jenes Augenblicks gewesen. Sie kannte die Details also schon und wollte es von mir nur noch einmal bestätigt haben. Oder?

»Vor zwei Jahren«, begann ich langsam, wobei mein Blick zu dem Fenster hinter den Königlichen wanderte, »wurde ich auf dem Heimweg von einer Silvesterparty von drei betrunkenen Männern überfallen. Sie schlugen mich zusammen und ließen mich auf der Straße liegen. Bisher dachte ich, ich hätte dabei das Bewusstsein verloren und wäre erst im Krankenhaus wieder zu mir gekommen. Dort sagte man mir, dass ich bei der

Kälte mit Sicherheit auf dem Asphalt gestorben wäre, hätte nicht ein anonymes Anrufer den Notarzt verständigt. Doch als ich Euch vor zwei Tagen gesehen habe, habe ich mich wieder daran erinnert, dass ich nicht ... wirklich ohnmächtig gewesen war. Ihr wart damals dort, habt euch über mich gebeugt und mir gesagt, dass alles gut werden würde. Und dann setzten höllische Schmerzen ein. Wahrscheinlich eine durch das Adrenalin verzögerte Reaktion auf meine Verletzungen. Erst danach bin ich bewusstlos geworden.«

Ich blinzelte einige Male, um zurück in die Realität zu finden. In meinem Kopf war ich wieder in dieser Winternacht gewesen; hatte die Schmerzen, die Kälte und die Verachtung gegenüber meinen Angreifern gespürt. Und die Dankbarkeit und Hoffnung, die der Anblick der Fremden in mir ausgelöst hatte. Der fremden Frau, die mir nun gegenüber saß und inzwischen nicht nur einen Namen, sondern einen Titel hatte. Gleichzeitig verdrängte ich die Erinnerung an die besorgten Gesichter meiner Familie, die mich am nächsten Tag am Krankenbett gemustert hatten.

»Ist das eine wahre Erinnerung? Ist das wirklich passiert? Oder hat sich mein Gehirn etwas ausgedacht, das so nie geschehen ist?«

Prinzessin Lohikäärme lächelte mich freundlich, aber mit einer Spur von Mitgefühl an. »Nein, keine Sorge. Das ist wirklich passiert. Ich war dort.«

»Aber wie kann es sein, dass ich mich erst jetzt daran erinnere? Wieso wusste ich von allem, nur nicht von Eurer Anwesenheit? Das ergibt überhaupt keinen Sinn.«

»Es macht durchaus Sinn, weil wir es genau so wollten«, erwiderte Dracon.

Mein Blick wanderte verständnislos zu ihm und er setzte zu einer Erklärung an.

»Wir konnten nicht zulassen, dass du dich an die Begegnung mit einem Vampir, der dir seine Kräfte offenbart hatte, erinnerst. Du warst damals ein Mensch und wir wussten noch nicht, dass du eines Tages selbst ein Vampir sein würdest. Daher haben wir einen Geheimniswahrer kommen lassen, der deine Erinnerung an dieses Zusammentreffen löschte. Eine Löschung, die jedoch ihre Wirkung verliert, wenn der betroffene Mensch eines Tages eine Verwandlung durchmacht.«

Ich runzelte die Stirn und sah zwischen den beiden hin und her. »Aber ich wusste doch gar nicht, dass Ihr ein Vampir seid. Ich habe das genauso wenig erkannt, wie ich etwas von irgendwelchen Kräften mitbekommen habe.«

»Glaub mir, du hast durchaus mitbekommen, dass ich meine Kräfte angewendet habe. Dein Gehirn kann das nur noch nicht richtig verarbeiten, weshalb es sich eine eigene, für sich plausible Erklärung geschaffen hat. Die Schmerzen, die du verspürt hast, wurden nämlich nicht direkt von deinen Verletzungen ausgelöst. Sie rührten vielmehr daher, dass ich dich mit meinen Fähigkeiten bis zu einem gewissen Grad geheilt habe. Du warst damals lebensgefährlich verletzt. Und um zu verhindern, dass du stirbst, habe ich deine Verletzungen so weit heilen lassen, dass du ohne Probleme überlebt hast«, erwiderte Lohikäärme.

Im ersten Moment war ich von dieser Neuigkeit zu über-rumpelt, um etwas zu sagen. Sprachlos starrte ich sie an und versuchte zu verarbeiten, was ich soeben gehört hatte. Dabei wusste ich gar nicht, bei welcher der Informationen ich anfangen sollte.

»Wir ... Wir können heilen?«, stotterte ich schließlich.

»Nein. Meine Tochter ist, soweit wir wissen, der einzig derzeit lebende Vampir, der das kann. Manche Vampire haben neben unseren gewöhnlichen übermenschlichen Fähigkeiten noch eine eigene magische Gabe. Und Lohikäärmes Kraft ist das Heilen.«

»Diese Fähigkeit ist jedoch so mächtig, dass wir bereits kurz nach ihrer Entdeckung verstanden haben, dass es nicht fair wäre, manche Personen zu heilen und andere nicht. Wie sollen wir entscheiden, wen ich heile? Diese Gabe ist zwar ein großes Geschenk, aber sie fordert viel meiner eigenen Energie. Wenn ich jeden heilen würde, der Hilfe benötigt, würde ich das nicht lange überleben. Daher haben wir beschlossen, dass ich sie nur für Mitglieder der Königsfamilie nutzen darf. Und das ist der Grund, warum wir dich zu uns gebeten haben. Jetzt, da du dich erinnerst, dass ich dieses Gebot damals gebrochen habe, möchten wir dich darum bitten, dieses Geheimnis zu bewahren und mit niemandem zu teilen. Es würde einen Aufruhr geben, wenn dieser Umstand bekannt werden würde«, fuhr Dracons Tochter fort. Doch damit wurden die Fragezeichen in meinem Kopf nur noch größer.

»Aber das verstehe ich erst recht nicht. Warum *habt* Ihr mich denn geheilt? Ich verstehe ja nicht einmal, warum Ihr ausgerechnet mich, einen unbedeutenden Menschen, vor dem Tod gerettet habt. Doch gleichzeitig ein Tabu zu brechen, um das zu tun? Warum?«

»Niemand ist unbedeutend, Gwendolyn. Kein Vampir und auch kein Mensch«, sagte Dracon eindringlich, doch damit schaffte er es nicht, mich von diesem Gedanken abzubringen.

»Ihr wollt mir also sagen, dass Ihr einen wildfremden Menschen, den Ihr irgendwo auf der Straße findet, rettet. Aber wenn einer Eurer Legionäre im Sterben liegt, lasst Ihr es geschehen?«

Ich konnte dem König ansehen, dass er mit so viel Scharfsinn nicht gerechnet hatte, doch seine Tochter hatte mir offenbar mehr zugetraut. Ihrem Blick konnte ich entnehmen, dass sie bereits erwartet hatte, dass ich so schnell nicht aufgeben würde.

»Es tut mir leid, Gwendolyn, aber den Grund für diese, wie du es nennst, *Ungerechtigkeit*, können wir dir leider nicht nennen.«

Ich wollte bereits fragen, ob sie es wirklich nicht konnten oder es schlicht nicht wollten, als mir wieder bewusst wurde, mit wem ich hier eigentlich sprach; wer sie waren und wer ich war. Ich hatte mich so sehr von dem Gespräch fesseln lassen, dass ich die äußeren Umstände dieses Treffens vollkommen vergessen hatte. Erschrocken zuckte ich zurück, neigte ganz leicht den Kopf und beendete somit den Blickkontakt.

»Verzeihung. Ich habe mich wohl ein wenig mitreißen lassen.«

»Du brauchst dich nicht zu entschuldigen. Dein Bedürfnis, mehr erfahren zu wollen, ist vollkommen natürlich. Vielmehr müssen wir uns bei dir entschuldigen, dass wir deine Fragen nicht beantworten können.«

Die entscheidende Frage war nur: *Wieso* konnten sie das nicht? *Wieso* erzählten sie mir erst davon, um es mir dann nicht zu erklären?

In diesem Augenblick klopfte es an der Tür und eine Frau mit langen blonden Haaren, die sie zu einem seitlichen Zopf geflochten hatte, trat ein. Ich erkannte sie sofort von dem Tag,

an dem mir Roman die zwölf Legionäre gezeigt hatte, damit ich mich ihnen gegenüber im Zweifelsfall richtig benehmen konnte.

Jede der sechs Abteilungen am Königshof hatte einen männlichen und einen weiblichen Leiter. Das waren die Legionäre. Zeitgleich waren sie die stärksten Vampire, die den König selbst bei seinen Geschäften unterstützten, berieten und die schwierigen oder geheimen Aufträge auf seinen direkten Befehl hin ausführten. Sie waren die Einzigen in der Welt der Vampire, die den Titel eines Lords oder einer Lady trugen. Sie waren diejenigen, denen man nach der Königsfamilie den meisten Respekt entgegenbringen musste.

Doch das war noch nicht alles. Diese Frau war nicht nur eine Legionärin. Lady Livia war zudem noch die Hohepriesterin des Königs. Davon gab es nur zwei. Einen Mann und eine Frau, die aus den Reihen der Legionäre ausgewählt wurden. Sie waren die rechte Hand des Königs, seine engsten Vertrauten, und zählten offiziell als Mitglieder der Königsfamilie. Es gab kein höheres Amt, das ein nicht-königlicher Vampir erreichen konnte.

»Verzeihung, Dracon. Ich weiß, du wolltest nicht gestört werden, aber es gibt eine dringende Angelegenheit, die nicht warten kann«, richtete sie das Wort direkt an den König.

»Verstehe.« Er wandte sich an mich. »Dann müssen wir unser Treffen vorzeitig abbrechen. Nur noch eine Frage: Können wir auf deine Verschwiegenheit vertrauen?«

»Natürlich. Ich werde kein Wort darüber verlieren. Versprochen.«

»Ich danke dir«, sagte nun Lohikäärme und lächelte mich noch einmal herzlich an.

Ich verstand, dass dies nun der Zeitpunkt war, an dem ich gehen musste und im Endeffekt war ich sogar froh, wieder zurück in mein *normales* Leben zu dürfen. Denn das war im Moment auch ohne die Anwesenheit von zwei Königlichen, die mir Offenbarungen an den Kopf warfen, anstrengend genug.

Ende der Leseprobe

Dir hat die Leseprobe zu
»KRIEGERIN DER NACHT – ERWÄHLT«
gefallen und du möchtest wissen, wie es weitergeht?

Weiter geht es im
E-Book oder Taschenbuch.

[*Hier geht es direkt zur Amazon-Seite*](#)



1. Auflage, 2022
© Jasmin Fischer

ISBN: 9783756816149
Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt

Coverdesign und Umschlaggestaltung: Christin Giessel – Giessel Design –
www.giessel-design.de – unter Verwendung mehrerer Bilder von Shutterstock
Lektorat: Marie Döling – Write in Pieces

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung ohne Zustimmung des Verlags und des Autors ist unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.